

Österreichische Akademie der Wissenschaften / Austrian Academy of Sciences

AAS WORKING PAPERS IN SOCIAL ANTHROPOLOGY

Volume 22

Florian Mühlfried

PERSPEKTIVEN

DER WIENER KAUKASUSFORSCHUNG

Johanna Stigler zum Gedenken



Band 22



OAW
Österreichische Akademie
der Wissenschaften

ÖAW ARBEITSPAPIERE ZUR SOZIALANTHROPOLOGIE

**AAS Working Papers in Social Anthropology /
ÖAW Arbeitspapiere zur Sozialanthropologie**

ISBN-Online: 978-3-7001-7166-9

doi: 10.1553/wpsa22

Wien 2012

Editors / Herausgeber:

Andre Gingrich & Guntram Hazod

© Institut für Sozialanthropologie
Zentrum Asienwissenschaften und Sozialanthropologie
Österreichische Akademie der Wissenschaften

Apostelgasse 23

A-1030 Wien

Fax: 01/ 51581-6450

E-Mail: sozialanthropologie@oeaw.ac.at

PERSPEKTIVEN DER WIENER KAUKASUSFORSCHUNG

Johanna Stigler zum Gedenken¹

FLORIAN MÜHLFRIED

1. Am Mexikoplatz

Wien Mexikoplatz. In unmittelbarer Nähe zu den Fähranlegern an der Donau herrscht internationales Flair. In einem kleinen Laden bieten sich dem Besucher Produkte, die nur den wenigsten Wienern und Wienerinnen vertraut sein werden: Tqemali, eine Würzsoße aus einer Wildschlehenart; Borjomi, ein stark mineralisch schmeckendes Mineralwasser, das von Eingeweiheten als bestes Mittel zur Behandlung eines Katers gepriesen wird; oder koscheren Rotwein, gekeltert aus kaum bekannten Trauben wie Saperavi. Alle diese Waren, so zeigt ein Blick aufs Etikett, stammen aus Georgien oder werden zumindest als georgische Spezialitäten angepriesen. Neben der geschwungenen georgischen Schrift finden sich auch meist lateinische und kyrillische Buchstaben auf den Verpackungen. Der Verkäufer scheint sich deutlich mehr für sein russisches Fernsehprogramm zu interessieren als dafür, dem potentiellen und wahrscheinlich ein wenig überforderten Kunden seine ungewohnten Produkte näher zu bringen.

Um die Ecke in einer kleinen Gastwirtschaft gibt es scharf gewürzte Hackbällchen, gut gebratene Fleischspieße und pikante Würstchen. Der Grillteller für eine Person ist günstig und dabei so üppig, dass man ihn nur schwerlich alleine bewältigen kann. Zur Verdauung hilft Schnaps, und der kommt, wenn man möchte, aus einer unetikettierten Flasche, schmeckt nach Pflaume und hat irgendwo über 50% Alkohol. Auch hier läuft wieder der Fernseher, diesmal jedoch wahrscheinlich ein Musiksender aus Serbien. Man kann sich die Würstchen und die anderen Grillwaren auch im Rohzustand mit nach Hause nehmen, und viele Gäste tun das gerne.

Auf dem Platz neben der Kirche sitzen bei gutem Wetter ältere Männer und Frauen auf Bänken, unterhalten sich in einer Vielzahl von Sprachen, unter denen Russisch, Georgisch und Serbisch herauszuhören sind, und beobachten die vorbei flanierenden jüngeren Leute. Und dann sind da noch die Dominospieler, ebenfalls ältere Herren, umringt von Zuschauern, und die sprechen fast alle Georgisch. Wer sich mit ihnen austauscht, wird vielleicht erfahren, dass sie aus dem Kaukasus kommen und jüdischen Glaubens sind.

Es ist also viel los auf dem Mexikoplatz. Dennoch stehen viele Geschäfte in der Umgebung leer. Sie weisen auf eine lebhaftere, handelsreiche Vergangenheit hin, die noch nicht allzu weit entfernt sein kann. Und in der Tat: Als die Wiener Sozialanthropologin Johanna Stigler Anfang der 1990er Jahre den Mexikoplatz besuchte, präsentierte sich ihr ein ganz anderes Bild. Eine Vielzahl von Läden bot eine Vielzahl von Produkten an, darunter Uhren, Leder- und Plastikwaren, Kleidungsstücke und viele andere Dinge des eher unteren Preissegments und damit begehrte Ziele der Schnäppchenjagd. Einer der Gesprächspartner Stiglers, ein „am Biertisch räsonierende[r] Österreicher“ (Stigler 2011: 146), beschrieb die Szene folgendermaßen: „Wie ich da ein paar mal stundenlang herummarschiert

¹ Dieser Beitrag bildet die schriftliche Fassung eines Vortrags, den der Autor am 10. Juni 2011 am Institut für Sozialanthropologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften anlässlich der Präsentation von Johanna Stigler's Buch *Verwandtschaft, Kultur, Religion* (2011) gehalten hat.

bin, und alles genau angeschaut und registriert habe, da haben mich fünf Leute angedredet: ein Österreicher, der hat sich über die weggeworfenen Verpackungen beschwert und gehofft, dass ich von einem Amt bin, ein Ungar und ein georgischer Jude, die haben Kartons von einem Geschäft zu einem Auto getragen und erklärt, das Lokal nur noch als Lager zu benutzen, und zweimal jemand aus einer Gruppe, die vor einem Geschäft gestanden ist, einmal haben sie mich auf russisch angedredet, und mir dann auf deutsch lange erzählt, warum das Geschäft so schlecht geht, und die anderen haben mich vielleicht für einen Finanzier oder eine andere Amtsperson gehalten, von denen wollte mir der ‚Chef‘ auch alles erzählen, aber da habe ich darauf verzichtet. Sicher machen sie Geschäfte unter der Budel, aber wer braucht schon immer einen Richter und eine Rechnung. Vielleicht protzen sie mit ihren Autos und finden Ringe und Goldzähne schön, aber wie sie da vor ihren Geschäften stehen, in ihren undefinierbaren Strickjacken und Pullovern, schauen sie doch recht bescheiden aus“ (ebda.: 146–47).

Dabei stellt die Forscherin Stigler schnell fest, dass das wirtschaftliche Treiben nicht erst durch den Fall des Eisernen Vorhanges stimuliert wurde, sondern auf eine längere Geschichte zurückblicken kann. „Der Mexikoplatz als soziales Netzwerk rund um eine räumliche Einheit bietet seit Jahrzehnten ein ‚Wiener Spiegelbild‘ der politischen Situation in Osteuropa. Denn dort existiert seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine ‚Börse des kleinen Ost-West-Handels‘, die vom äußeren Erscheinungsbild her durch eine Konzentration des ‚Fremden‘ geprägt ist“ (ebda.: 105).

Die jüngst jung verstorbene Wiener Sozialanthropologin Johanna Stigler war eine der wenigen, welche die kaukasische Lebenswelt in Wien um den Mexikoplatz überhaupt wahrgenommen hat. Entweder wurde wohl diese Lebenswelt nicht als zu Wien zugehörig empfunden, oder aber die – in Stiglers Worten – dort gespiegelten Verhältnisse galten nicht als sonderlich interessant. (Das scheint sich übrigens bis heute nicht grundlegend geändert zu haben, gemessen an dem leicht pikierten Erstaunen, das der Wunsch, den Mexikoplatz zu besuchen, bei Wienern hervorrufen kann.) Bemerkenswerter Weise hat sich die Kaukasus bezogene Wissenschaft, also die Kaukasiologie im weiteren Sinne, ähnlich wenig für die Szenerie rund um den Mexikoplatz interessiert – und das, obwohl sich hier ein lebendiges, vielschichtiges und aktuelles Bild von Transformationsprozessen kaukasischer Kultur bot. Wie erklärt sich das?

2. Ein kurzer Blick in die Fachgeschichte

Bis zum Ende der Sowjetunion war der Kaukasus in den Regionalwissenschaften westlicher, aber auch kommunistischer Länder fast ausschließlich Gegenstand sprachwissenschaftlicher, philologischer und folkloristischer Forschung. Mit anderen Worten, der Kaukasus wurde viele Jahrzehnte überwiegend auf Sprache, Text und Tradition reduziert. Auch Ethnologen/Sozialanthropologen, die sich in dieser Zeit mit dem Kaukasus beschäftigten, waren zumeist Schreibtischgelehrte und mit folkloristischen Themen beschäftigt. Ein Beispiel für diese Wissenschaftstradition ist der Wiener Ethnologe und zeitweilige Direktor des Wiener Museums für Völkerkunde, Robert Bleichsteiner (1891–1954), der mit einer Vielzahl kaukasischer Sprachen und der Kulturgeschichte Kaukasiens bestens vertraut war und von sich selbst sagte, er habe „seine Abenteuer am Schreibtisch erlebt“ (Jettmar 1954, zitiert in Zimmermann 1990: 98). Den Kaukasus besuchte Bleichsteiner lediglich für vier Tage, anlässlich einer Studienreise in die Sowjetunion (ebda.: 96).

Neben der Kontinuität gewisser Fachtraditionen (Sprachwissenschaft, Philologie, Folkloristik) spielte die Gründung der Sowjetunion eine entscheidende Rolle für diese Verkürzung der Perspek-

tive, also für die Reduktion des Kaukasus auf Sprache, Text und Folklore. Nach der Inkorporation des Kaukasus in die Sowjetunion 1921 wurde es für westliche WissenschaftlerInnen unmöglich, im Kaukasus zu forschen. Die Region wurde, wie andere Gebiete der Sowjetunion auch, in gewisser Weise zu einem Sperrgebiet. Wenige Ausnahmen bestätigten die Regel. So gelang es z.B. der britischen Sozialanthropologin Tamara Dragadze, um das Jahr 1970 eine stationäre Feldforschung in Westgeorgien zu dortigen Verwandtschaftsverhältnissen durchzuführen. Auf der Grundlage dieser Feldforschung promovierte Dragadze in Oxford und veröffentlichte eine Monographie zu „Rural Families in Soviet Georgia“ (1988).

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion um das Jahr 1990 änderte sich diese Situation schlagartig. Der Kaukasus wurde auf einmal zugänglich, und einige WissenschaftlerInnen und JournalistInnen nutzten umgehend die Gunst der Stunde. Die nun vorherrschenden Themen waren Konflikte und Gewalt – kein Wunder angesichts der Realitäten im Kaukasus zu dieser Zeit, die durch Bürgerkriege und Sezessionskonflikte geprägt war. Längere Feldforschungen vor Ort waren jedoch nach wie vor die Ausnahme. Eine dieser Ausnahmen bildet die Arbeit des Berliner Ethnologen Jan Koehler, der Anfang der 1990er Jahre länger in der georgischen Hauptstadt Tbilissi lebte und lokale Organisationsformen von Gewalt untersuchte. Aus dieser Forschung ging „Die Zeit der Jungs“ (1999) hervor, eine präzise Studie, welche die heute in Georgien stark in Mitleidenschaft gezogene Welt der „Alten Jungs“ und „Diebe im Gesetz“ auferstehen lässt.

Die Tendenz zu zeitlich eher knapp bemessenen Forschungsaufenthalten vis-à-vis einer langwährenden stationären Feldforschung ist übrigens nicht auf westliche KonfliktologInnen beschränkt; auch sowjetische EthnologInnen oder VolkskundlerInnen, die zum und im Kaukasus gearbeitet haben, organisierten ihre Feldforschung meist in Form von Exkursionen, die nur wenige Tage dauerten (vgl. Mühlfried und Sokolovskiy 2012). Dafür waren diese Exkursionen besonders im sowjetischen Georgien häufig interdisziplinären Charakters, die Forscherteams bestanden also nicht nur aus EthnologInnen, sondern auch aus VertreterInnen von anderen Disziplinen wie Archäologie, Geschichte, Sprachwissenschaft oder auch Biologie. Der georgische Ethnologe Chit'aia hat eigens eine Methode zu diesen fachübergreifenden Forschungsaufenthalten kreiert, die sogenannte komplex-intensive Methode (vgl. Dragadze 2012). Nach dem Ende der Sowjetunion kam diese Art der Forschung und damit auch der Einsatz der komplex-intensiven Methode zum Erliegen – schlicht aus finanziellen Gründen: Die jetzt nationalisierten Akademien der Wissenschaften konnten oder wollten es sich nicht mehr leisten, ganze Gruppen auf Forschung zu schicken. In einer Zeit also, in der an westlichen akademischen Einrichtungen Interdisziplinarität immer höher gehandelt wird, werden Forschungstraditionen, die genau darauf aufbauen, in postsozialistischen Gesellschaften eingestellt.

Doch diejenigen, welche in den 1990er Jahren im Westen über den Kaukasus berichteten, hielten sich in der Regel nicht nur für kurze Zeit vor Ort auf, sie verfügten häufig auch nur in sehr eingeschränktem Maße über Kenntnisse lokaler Sprachen. Selbst das Russische als zumindest vormalige *lingua franca* im Kaukasus wurde nur von den wenigsten selbsternannten KaukasusexpertInnen beherrscht, so dass diese auf Dolmetscher angewiesen waren. Die Nachteile geringer Orts- und Sprachkenntnisse liegen auf der Hand: Neben mangelnder Interaktion mit den lokalen Bevölkerungen kann auch das in der Region von WissenschaftlerInnen, Intellektuellen oder JournalistInnen generierte Wissen nur ansatzweise berücksichtigt werden. Dazu kommt eine ebenfalls defizitäre Interaktion mit FachkollegInnen aus dem Kaukasus. Für einen weder sonderlich

orts- noch sprachkundigen Forscherer aus dem Westen sind die Kollegen aus dem Kaukasus also eher zu erforschende Fremde als zu befragende Experten.

Es entsteht eine Dichotomie zwischen Forschenden und Erforschten aufgrund eines asymmetrischen Machtverhältnisses, wie es aus kolonialen und postkolonialen Kontexten bestens bekannt ist. In diesem Fall wird nach der Auflösung der Sowjetunion die Polarität des Kalten Krieges als neue Dichotomie fortgeführt. Dabei erscheint die eine Seite als Gewinner – der Westen, der wenig Grund für eine gesellschaftliche und politische Revision seines Systems für sich veranschlagt, und die andere Seite als Verlierer – die ehemalige Sowjetunion, der von allen Seiten zur grundlegenden Reformation und „Zivilisierung“ seiner sozio-politischen Verhältnisse geraten wird.

In den Kaukasus bezogenen Wissenschaften besteht dieses asymmetrische Machtverhältnis bis heute. KollegInnen aus westlichen Ländern und dem Kaukasus reden kaum miteinander und nehmen die wissenschaftlichen Positionen und Publikationen der jeweils anderen kaum zur Kenntnis. Es gibt jedoch auch Versuche, diese Sprach- und Kenntnislosigkeit zu überwinden, etwa in Form gemeinsamer Konferenzen oder Publikationen. Bei solchen Versuchen tritt häufig zutage, dass der westliche Wissenschaftskanon für die kaukasische Seite kaum zu umgehen ist, wenn sie ihren beruflichen Status nicht riskieren wollen oder sich um Forschungsförderung bemühen müssen, es sich westliche WissenschaftlerInnen hingegen leisten zu können, von dem im Kaukasus produzierten Wissen unbeleckt zu bleiben. Häufig steht dahinter die Annahme, dass kaukasische Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften immer noch der sowjetischen Tradition verhaftet seien, die keinerlei Nutzen habe. Dabei könnte eine fachkritische Revision des „sowjetischen Erbes“ der kaukasischen Wissenschaften wesentliche Impulse zu einer Aktualisierung dieser Wissenschaften nach sich ziehen und Forschungen aus dem Westen wesentlich bereichern.²

Es gibt jedoch auch KollegInnen, die solcher Mahnungen nicht bedürfen und sich aus wissenschaftlichem Ethos selbst mit den Sprachen und Wissenschaftstraditionen im Kaukasus vertraut machen. Eine solche Kollegin war die schon erwähnte Johanna Stigler, zu deren Grundrepertoire der ethnologischen Erforschung des Kaukasus die Sprachen Russisch und Georgisch und eine intime Kenntnis der sowjetischen und postsowjetischen Ethnographie Georgiens gehörten. Dazu kam eine in ihrem Ausmaß und ihrer Intensität ebenfalls ungewöhnliche Vertrautheit mit den Grundbegriffen und Grundverfahren der sowjetischen Ethnographie.³ Im Gegensatz zu vielen ihrer KollegInnen suchte sie auch den Kontakt zu Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen im Kaukasus, und der Austausch besonders mit georgischen KollegInnen wie Ketewan Khutsishvili wirkt bis heute in der Region nach. Manifestiert haben sich diese Kontakte damals unter anderem in der Form gemeinsamer Feldexkursionen in das georgische Bergland und den Nordkaukasus, in der vor allem die eben beschriebene „komplex-intensive Methode“ zum Einsatz kam. Besonderes Augenmerk wurde bei diesen Forschungsexkursionen immer auf Verwandtschaftsbeziehungen gelegt, und so nimmt es nicht wunder, dass sich Stigler in ihrer 1991 eingereichten Magisterarbeit mit sowjetischen Verwandtschaftskonzepten und der georgischen Verwandtschaftsterminologie beschäftigt.

²Für den Versuch einer solchen fachkritischen Revision der kaukasischen Ethnologie, siehe Mühlfried and Sokolovskiy 2012.

³Die „Ethnologie“ galt in der Sowjetunion als eine bürgerliche, also falsche Wissenschaft. An ihrer Stelle wurde die sowjetisch geprägte „Ethnographie“ als eine präzise Wissenschaft im Einklang mit den Forderungen des wissenschaftlichen Materialismus propagiert und gefördert.

Diese minutiös recherchierte Arbeit, die von der Anlage eher einer Doktorarbeit gleichkommt, berücksichtigt sowohl georgische als auch russische Quellen. Auf dieser Grundlage ist es Stigler möglich, zu einer kritischen Beurteilung der sowjetischen Ethnographie zu kommen – einer kritischen Beurteilung, die ihren Namen auch verdient, sprich aus einer fundierten Auseinandersetzung mit dem Material entspringt. Darüber hinaus stellt das Buch ein bis heute unübertroffenes Standardwerk zu georgischer Verwandtschaftsterminologie dar und wird für viele zukünftige Generationen von KaukasusforscherInnen zur Grundlektüre gehören.

Das nächste große Thema Johanna Stiglers waren kaukasische ImmigrantInnen in Wien, besonders aus Georgien, hier wiederum besonders Jüdinnen und Juden. Dieses Interesse führte sie auf den Mexikoplatz, wo sich ihr die eingangs beschriebene Szenerie darbot, die nicht zuletzt durch georgische Juden geprägt war. Im Gegensatz zu vielen ihrer KollegInnen hat Stigler also damals die Gunst der Stunde erkannt, die nicht zuletzt darin bestand, mit Menschen aus dem Kaukasus arbeiten zu können, ohne langwierige und aufwendige Reisen dorthin unternehmen zu müssen.

Hier bietet sich eine interessante Parallele zu den kaukasischen Forschungen des bereits erwähnten Wiener Ethnologen und Orientalisten Robert Bleichsteiner. Während des Ersten Weltkrieges ergab sich nämlich schon einmal die Gelegenheit, empirisch basierte Kaukasusstudien betreiben zu können, ohne in den Kaukasus reisen zu müssen. Die Gelegenheit für solche Studien bot sich in den Kriegsgefangenenlagern der Habsburger Monarchie Österreich-Ungarn, in denen sich unter den Soldaten der russischen Armee auch viele Kaukasier befanden. Wie ihre deutschen Kollegen wollten auch österreichische Wissenschaftler von der „Gunst der Stunde“ profitieren, relativ einfach wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse über die körperliche Konstitution, Sprache, Kultur sowie Rechtsvorstellungen und -praktiken der Kaukasier gewinnen zu können. 1917 wurde Bleichsteiner vom „Forschungsinstitut für Osten und Orient“ mit sprachwissenschaftlichen und folkloristischen Studien im Kriegsgefangenenlager Eger betraut, die ihm zur späteren Habilitation dienten. Ein weiteres Ergebnis dieser Forschungen ist ein 1990 erschienenes Buch mit georgischen Märchen, die von Bleichsteiner während seiner Forschungen gesammelt wurden (Bleichsteiner 1990). Leider verzichtet dieses Buch darauf, auf den Hintergrund der Erfassung des Materials einzugehen. Diese Auslassung scheint symptomatisch. Bis zum heutigen Zeitpunkt erfährt die Aufarbeitung der wissenschaftlichen Forschungen an kaukasischen Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg viel zu wenig Aufmerksamkeit.⁴ Allerdings sollte nun angesichts der jüngsten Flut an Publikationen zu Wissenschaft im Dritten Reich und im Kolonialismus die Zeit dazu reif sein.

Aber zurück zu Johanna Stigler. Ihre Studien zu und mit kaukasischen ImmigrantInnen in Wien zeichnen ein sehr lebendiges Bild ihrer Lebensumstände. Der Leser erfährt etwas über ihre Motivation, die Heimat zu verlassen, ihre Vorstellungen, Wünsche und Perspektiven, über die soziale Wirklichkeit, in der sie sich bewegen, ihre Netzwerke, die ihnen das Leben erleichtern, sowie über ihre Interaktion mit WienerInnen und anderen „Inländern“. In ihrer Reichhaltigkeit und Gründlichkeit, die ein wesentliches Merkmal der Arbeiten Stiglers zu sein scheinen, stellen ihre Studien zu kaukasischen MigrantInnen in Wien nicht nur ein wichtiges Zeitzeugnis dar, sondern stehen auch vorbildhaft dafür, die aktuellen Lebensumstände der Erforschten in den Vordergrund zu stellen. Kaukasische Studien à la Stigler nehmen Kaukasier also nicht primär als Informationsträger wahr, wie in den wissenschaftlichen Forschungen an kaukasischen Kriegs-

⁴ Als Beginn einer Aufarbeitung sei unter anderem hingewiesen auf Lange (2006, 2010) und Mühlfried (2000, 2002).

gefangenen im Ersten Weltkrieg, sondern als konkrete Menschen mit konkreten Wünschen und Problemen. Diese Entwicklung in der Wiener Kaukasusforschung sollte als maßgebend betrachtet werden.

3. Fazit

Der vorliegende Text ist noch zu skizzenhaft, um Grundlegendes über „Perspektiven der Wiener Kaukasusforschung“ aussagen zu können. Zudem könnte ein Insider der Wiener Sozialanthropologie sicherlich viel besser über diese Perspektiven spekulieren als ich. Dennoch will ich in meinem Fazit versuchen, vor dem Hintergrund der Arbeiten Stiglers und unter Abgleichung dieser Arbeiten zu denen von Bleichsteiner einige dieser Aussichten zumindest anzudeuten. Dabei gehe ich davon aus, dass eine Regionalforschung sowohl den Eigenheiten der jeweiligen Region Rechnung trägt, als auch Wissenschaftstraditionen an den jeweiligen Forschungsorten berücksichtigt und deren positive Impulse aufgreift. In welche Richtung könnte sich die sozialwissenschaftliche respektive ethnologische/sozialanthropologische Forschung zum Kaukasus in Wien orientieren?

Erstens sollte die Erkenntnis aus den Arbeiten von Stigler weiter aufgegriffen werden, dass der Kaukasus nicht an seiner geographischen Grenze endet, sondern über seine Menschen bis in Wiener bzw. österreichische Lebenswelten hineinragt. Dieses „Hineinragen“ kann stattfinden auf dem Weg des Kleinhandels und anderweitiger Wirtschaftsbeziehungen, die sich dann deutlich sichtbar an Orten des Handels manifestieren – wie eben dem Mexikoplatz. Es geschieht aber auch über Flüchtlinge, die von den Konflikten im Kaukasus getrieben werden, oder über MigrantInnen, die von der Hoffnung auf ein besseres Leben bewegt sind. Konflikte im Kaukasus sind ein beliebtes Thema der westlichen Kaukasusforschung; über ihre Rückwirkung auf „unsere“ Lebenswelten wissen wir aber kaum etwas. Es ist wichtig, das zu ändern. Auch über die prekären Formen dieses „Hineinragens“ sollte wissenschaftlich fundiert gearbeitet werden, etwa über die Hintergründe des Tatbestandes einer hohen Anzahl georgischer Strafgefangener in österreichischen Gefängnissen.

Zweitens könnte ein Wiedererstarken der Wiener Kaukasusforschung auch zu einer Neubelebung stationärer Feldforschungen im Kaukasus führen. Hier von der Revitalisierung einer Wissenschaftstradition zu sprechen, wäre übertrieben, schließlich haben auch vor Stigler Wien verbundene SozialanthropologInnen kaum längere Zeit im Kaukasus geforscht. Es wäre jedoch schade, wenn der Stigler'sche Impuls, der im Kaukasus so viel Resonanz gefunden hat, in Wien einfach verebben würde. Hier wäre es wünschenswert, wenn das traditionell bestehende Interesse der österreichischen Wissenschaften am „Osten“ auch den Kaukasus wieder einschließen würde (wie zu Bleichsteiners Zeiten), zugleich aber den Weg für gegenwartsbezogene, empirisch fundierte Kaukasusstudien frei machen könnte. Stationäre Feldaufenthalte zu Forschungszwecken sollten in Kooperation mit kaukasischen KollegInnen und Institutionen geplant und durchgeführt werden.

Daraus folgt drittens, dass Forschung zum Kaukasus in engem Kontakt mit ForscherInnen aus dem Kaukasus stattfinden sollte – wie von Stigler praktiziert. Um den Dialog zwischen der Wiener und der kaukasischen Fachwelt zu fördern, können gemeinsame Konferenzen, Publikationen oder Forschungsprojekte zweckdienlich sein. Grundlegend für eine Erforschung des Kaukasus sollte aber immer ein Interesse für die Sozialanthropologie des Kaukasus sein, bzw. im weiteren Sinne für das Wissen, das der Kaukasus über sich selbst produziert hat. Auch hier ist wieder Stiglers Arbeit als Vorbild zu nennen, aber auch Bleichsteiner stand in engem Kontakt zu seinen Kollegen aus der Sowjetunion, kannte deren Arbeiten und hat auf sie Bezug genommen.

Viertens ist noch lange nicht alles bekannt und aufgearbeitet, was in Wiener wissenschaftlichen Einrichtungen zum Kaukasus geforscht wurde. Zu nennen sind hier beispielsweise die Bestände des Wiener Phonogrammarchivs, in denen eine Vielzahl von Wachszyclindern mit sprachlichen Äußerungen und musikalischen Darbietungen kaukasischer Kriegsgefangener des Ersten Weltkrieges aufbewahrt werden. Ergänzt werden diese Aufnahmen durch die archivierten Protokolle der jeweiligen Untersuchungen. Diese Bestände bieten sowohl für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung als auch für die historische Kontextualisierung kaukasischer Kultur eine hervorragende Quelle. An dieser Schnittstelle kann sich eine sozialanthropologisch orientierte Kaukasusforschung ergeben, die sich ihrer Geschichte bewusst ist und die zur Geschichtsschreibung des Kaukasus beitragen kann.

- FLORIAN MÜHLFRIED ist Mitarbeiter der Kaukasiologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Zuvor war er als Gastprofessor an der Universität Campinas und als Post-Doc am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale tätig.

Literatur

- Bleichsteiner, Robert (Hg.). 1990. *Hufschläge am Himmel: Georgische Märchen*. Regensburg: Erich Röth.
- Dragadze, Tamara. 1988. *Rural Families in Soviet Georgia: A Case Study in Ratcha Province*. London, New York: Routledge.
- 2012. Soviet Ethnography: Structure and Sentiment, in: Mühlfried, Florian and Sergey Sokolovskiy (eds.), *Exploring the Edge of Empire: Soviet Era Anthropology in the Caucasus and Central Asia*. Münster: LIT, 21–34.
- Koehler, Jan. 1999. *Die Zeit der Jungs: Zur Organisation von Gewalt und der Austragung von Konflikten in Georgien*. Münster: LIT.
- Lange, Britta. 2006. *Ein Archiv von Stimmen: Kriegsgefangene unter ethnografischer Beobachtung*. Preprints Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin 321.
- 2010. ‚Nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft...‘ – Tonaufnahmen in österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenenlagern, 1915–1918, *OEAW Arbeitspapiere zur Sozialanthropologie* 17.
- Mühlfried, Florian. 2000. R. Bleichsteiners ‚Kaukasische Forschungen‘: Ein kritischer Beitrag zur *Ethnologie des Kaukasus*. Magisterarbeit, Universität Hamburg (online: <http://www.ethno-im-ns.uni-hamburg.de/download/muehlfried_ma_arbeit_bleichsteinerskaukasusforschung.pdf>)
- 2002. R. Bleichsteiners ‚Kaukasische Forschungen‘, *Georgica* 24: 51–58.
- Mühlfried, Florian and Sergey Sokolovskiy (eds.). 2012. *Exploring the Edge of Empire: Soviet Era Anthropology in the Caucasus and Central Asia*. Münster: LIT.
- Stigler, Johanna. 2011. *Verwandtschaft, Kultur, Religion*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Zimmermann, Bernd. 1990. Der Wiener Orientalist Robert Bleichsteiner (1891–1954), *Österreich in Geschichte und Literatur* 34(2): 91–98.